

(Nachdruck verboten.)

80]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Heß.

Romaschow streifte an diesem Abend lange in der Stadt umher und hielt sich stets im Schatten; er wußte fast nicht, in welcher Straße er sich befand. Einmal blieb er vor Nikolajew's Hause stehen, das im Mondlicht hell und kalt glänzte und dessen grünes Dach einen sonderbaren metallischen Schein zurückwarf. Die Straße war tödlich still, menschenleer und schien ihm ganz unbekannt. Die geraden, deutlichen Haus- und Baumshatten teilten den Fahrweg scharf in zwei Hälften — eine Hälfte war ganz schwarz, auf der anderen glänzten trübe die glatten runden Pflastersteine.

Sinter dichten, dunklen roten Vorhängen brannte als großer warmer Fleck die Lampe. — „Liebe, fühlst Du wirklich nicht, wie mir traurig ist, wie ich leide, wie ich Dich liebe!“ flüsterte Romaschow, machte ein weinerliches Gesicht und preßte beide Hände fest gegen die Brust.

Es kam ihm plötzlich in den Kopf, Schurotschka zu zwingen, daß sie ihn in der Entfernung, durch die Zimmerwände hindurch, hörte und verstände. Er preßte also die Fäuste so stark zusammen, daß er unter den Nägeln Schmerz empfand, schloß krampfhaft die Sinnladen aufeinander und begann mit einer Empfindung, als wenn kalte Ameisen über seinen Körper liefen, mit krampfhafter Willensanstrengung zu sprechen:

„Sieh' durchs Fenster . . . tritt zum Vorhang . . . steh' vom Sofa auf und tritt zum Vorhang. Sieh' hinaus, sieh' hinaus, sieh' hinaus, hörst Du, ich befehle Dir, Du sollst sofort zum Fenster gehen!“

Die Vorhänge blieben unbeweglich. „Du hörst mich nicht,“ flüsterte Romaschow mit bitterem Vorwurf. „Du sitzt jetzt neben ihm, neben der Lampe, rechts, gleichgültig, hübsch. Ach Gott, mein Gott, wie bin ich unglücklich!“

Er seufzte und ging müden Ganges mit tief gesenktem Kopfe weiter.

Er ging auch an Rafanskis Wohnung vorbei, aber da war es dunkel. Romaschow bemerkte allerdings, daß etwas Weißes in dem nicht erleuchteten Zimmer am Fenster vorüberhuschte, aber es war ihm unheimlich zumute und er konnte sich nicht entschließen, Rafanski zu rufen.

Einige Tage später erinnerte Romaschow sich wie an ein fernes, vergangenes Traumgesicht an diesen phantastischen, fast somnambulen Spaziergang. Er hätte selbst nicht sagen können, wie es kam, daß er sich plötzlich beim Zudenkirchhof befand. Dieser lag am Rande der Stadt und strebte, von einer niedrigen weißen Mauer umgeben, still und geheimnisvoll bergan. Aus dem hellen, schlafenden Grase erhoben sich traurig die einförmigen, kalten Grabsteine und warfen gleichmäßige, dünne Schatten. Auf dem Kirchhof aber herrschte die lautlose, streng-feierliche Stille der Einsamkeit.

Dann sah er sich am anderen Ende der Stadt. Vielleicht war das wirklich ein Traum? Er stand mitten auf dem langen, ebenen, glänzenden Damme, der breit den Bug durchschneidet. Das Wasser schaukelte sich träge und lief unter seinen Füßen, plätscherte melodisch gegen das Ufer, und der Mond spiegelte sich auf seiner schwankenden Oberfläche als eine zitternde Säule. Und es schien, als wenn Millionen silberner Fische im Wasser plätscherten und in einem schmalen Streifen zum fernen, dunklen, schweigenden, öden Ufer schwammen. Weiter fiel Romaschow ein, daß ihn überall auf den Straßen und vor der Stadt der süße, zart anheimelnde Duft blühender weißer Akazien verfolgte.

Sonderbare Gedanken kamen ihm in dieser Nacht in den Kopf — vereinzelte bald traurige, bald schmerzliche, bald unbedeutende, kindlich-lächerliche Gedanken. Am häufigsten war ihm aber — wie einem unerfahrenen Spieler, der an einem Abend sein ganzes Vermögen verloren hat und sich plötzlich mit verführerischer Deutlichkeit ausmalt, daß überhaupt nichts Unangenehmes passiert sei — zumute, daß der hübsche Unterleutnant Romaschow beim Parademarsch ausgezeichnet vor dem General vorbeidefiliiert und allgemeines Lob geerntet hätte,

und daß er jetzt mit den Kameraden im hellen Speisezimmer des Offizierskasinos saße, lachte und Rotwein tränke. Aber jedesmal wurden diese Gedanken von Erinnerungen an Fedorowski's Geschimpf, an die wütenden Bemerkungen des Rottenkommandeurs, an das Gespräch mit Nikolajew unterbrochen, und Romaschow fühlte sich wieder unbeschreiblich beschimpft und unglücklich.

Ein geheim innerer Instinkt trieb ihn an die Stelle, wo er sich heute von Nikolajew getrennt hatte. Romaschow dachte in diesem Augenblick an Selbstmord, aber dachte ohne Entschlossenheit, ohne Furcht, mit einem heimlich-angenehm-selbstsüchtigen Gefühl daran. Seine gewöhnliche unruhige Phantasie tat ihm alle Schrecken dieses Gedankens auf und verschönte und schmückte ihn gleichzeitig mit hellen Bildern.

„Da stürzt Gaišan aus Romaschows Zimmer, sein Gesicht ist schreckentstellend, blaß, zitternd läuft er ins Offiziersspeisezimmer, das voller Menschen ist. Bei seinem Erscheinen erheben sich alle unwillkürlich vom Plaze. „Herr Oberst . . . der Unterleutnant . . . hat sich erschossen! . . .“ bringt Gaišan mühsam heraus. Allgemeine Bestürzung. Die Gesichter werden blaß. In den Augen spiegelt sich Schrecken. „Wer hat sich erschossen? Welcher Unterleutnant?“ — „Herrgott, das ist ja Romaschows Bursche,“ erkennt jemand Gaišan. „Das ist sein Tscheremisse.“ Alle laufen zur Wohnung, einige ohne Mühe. Romaschow liegt auf dem Bett. Auf dem Fußboden eine Blutlache und in ihr ein Smith u. Wesson-Revolver, Dienstmodell. Durch die Offiziersmenge, die das kleine Zimmer füllt, bahnt sich der Regimentsarzt Snoiko mühsam einen Weg. „In die Schläfe!“ sagt er leise unter allgemeinem Schweigen. „Alles zu Ende.“ Jemand meint halblaut: „Meine Herren, nehmen Sie doch die Mützen ab.“ Viele bekreuzigen sich. Wetzkin findet auf dem Tisch einen in fester Schrift mit Bleistift geschriebenen Brief und liest ihn vor. „Ich verzeihe allen, ich sterbe freiwillig, das Leben ist so schwer und traurig! Machen Sie meiner Mutter vor-sichtlich Mitteilung von meinem Tode. Georgii Romaschow.“ Alle blicken sich um, und jeder liest in den Augen des anderen den unruhigen, unausgesprochenen Gedanken: „Wir sind es, die ihn getötet haben!“

„Unter einer Decke von Goldbrokat schwanke gleichmäßig, von acht Kameraden getragen, der Sarg dahin. Alle Offiziere folgen. Hinter ihnen die sechste Nothe. Hauptmann Skliva macht ein finsternes Gesicht. Der gute Wetzkin ist ganz rot vom Weinen, aber jetzt auf der Straße bezwingt er sich. Lbow, der liebe, gute Junge, weint laut, ohne es zu verbergen und ohne sich seines Kummer's zu schämen. Tieftraurig schallen die Klänge eines Trauermarsches durch die Frühlingsluft. Da sind auch alle Regimentsdamen und Schurotschka. „Ich habe ihn geküßt!“ denkt sie voll Verzweiflung. „Ich habe ihn geliebt! Ich hätte ihn zurückhalten, ihn retten können!“ — „Zu spät,“ denkt als Antwort mit einem bitteren Lächeln Romaschow.

„Die Offiziere unterhalten sich leise auf dem Wege zum Grabe. „Ach, wie tut uns der arme Teufel leid! Was war das für ein prächtiger Kamerad, was für ein schöner, begabter Offizier! . . . Ja . . . wir haben ihn nicht verstanden!“ Lauter weint der Begräbnismarsch. Es ist der Beethoven'sche Trauermarsch. „Auf den Tod eines Helden.“ Romaschow aber liegt unbeweglich, kalt, mit ewigem Lächeln auf den Lippen im Grabe. Auf seiner Brust ruht ein bescheidenes Weichensträußchen — niemand weiß, wessen Hand diese Blumen dort hingelegt hat. Er hat allen verziehen: Schurotschka und Skliva, Fedorowski und dem Korpskommandeur. Sie sollen nicht um ihn weinen. Er war zu rein und schön für dieses Leben! Dort wird ihm besser sein!“ —

Tränen traten ihm in die Augen, aber Romaschow wischte sie nicht ab. Es war so tröstlich, sich selbst beweint und un-gerecht gekränkt vorzustellen.

Er ging jetzt an dem Runkelrübensfelde entlang. Die niedrigen, dicken Blätter schimmerten als weiße und schwarze Flecke durcheinander unter seinen Füßen. Die Weite des mondbeleuchteten Feldes erdrückte Romaschow gleichsam. Der Leutnant stellte sich auf einen kleinen Erdhügel und blieb auf dem Eisenbahnschnitt stehen.

Diese Seite lag ganz in schwarzem Schatten; auf die

andere aber fiel helles Licht, und es schien, als wenn man jeden Grassalm auf ihr sehen könnte. Der Einschnitt fiel nach unten wie ein dunkler Abgrund; auf seinem Grunde leuchteten schwach die blankgeriebenen Schienen. Weit hinter dem Einschnitt schimmerten auf dem Felde in regelmäßigen Reihen spitz zulaufende Zelte.

Etwas unterhalb der Höhe des Einschnitts lief parallel der Bahn ein schmaler Absatz. Romaschow stieg zu ihm hinunter und setzte sich ins Gras. Infolge des Hungers und der Müdigkeit verspürte er ein Gefühl von Uebelkeit außer heftigem Zittern und Schwäche in den Füßen. Das weite öde Feld dort hinten, der halb im Schatten, halb im Licht liegende Einschnitt, die trübe, durchsichtige Luft, das taubenetzte Gras — alles lag in heimlicher, wachsender Stille, von der es dumpf in den Ohren sauste. Nur bisweilen pfliffen rangierende Lokomotiven auf der Station, und in der Stille dieser sonderbaren Nacht bekam das kurze Pfeifen einen lebendigen, unruhigen und drohenden Ausdruck.

Romaschow legte sich auf den Rücken. Weiße, leichte Wolken standen unbeweglich am Himmel und über ihnen glitt der runde Mond dahin. Oben war es leer, weit und kalt und es schien, als wenn der ganze Raum von der Erde bis zum Himmel mit ewigem Schrecken und ewigem Gram erfüllt wäre. „Da ist Gott!“ dachte Romaschow und begann plötzlich mit einem naiven Gefühlsausbruch vonummer, Kränkung und Mitleid mit sich selbst erregt und bitter zu flüstern:

„Gott! Warum hast Du Dich von mir gewandt? Ich bin klein und schwach, ich bin ein Sandkörnchen, was habe ich Dir Schlimmes getan? Gott! Du kennst ja alles, Du bist gut, Du siehst alles — warum bist Du ungerecht gegen mich, Gott?“

Aber ihm wurde schrecklich zumute, und er flüsterte schnell und eifrig:

„Nein, nein, Guter, Lieber, verzeih mir, verzeih mir! Ich will nicht mehr . . .“ Und er fügte mit schüchternem, jeden Born entvassnender Ergebenheit hinzu: „Mach mit mir, was Du willst. Ich ordne mich mit Dankbarkeit allem unter.“

So sprach er und gleichzeitig rührte sich in den tiefsten Tiefen seiner Seele der unschuldig-listige Gedanke, daß seine geduldige Ergebenheit den allmächtigen Gott rühren und besänftigen würde, und dann würde sich plötzlich ein Wunder begeben, so daß alle schweren und unangenehmen Ereignisse des heutigen Tages sich nur als ein böser Traum erweisen würden.

„Was machst Du hier?“ rief eine Lokomotive böse und geschwinds. Eine andere aber antwortete in niedrigem Tone langgedehnt und drohend:

„Ich — werd' — Dich!“

Diesseits des Einschnitts auf der Höhe des beleuchteten Abhanges rauschte etwas und huschte dahin. Romaschow erhob den Kopf ein wenig, um besser zu sehen. Etwas Graues, Unförmliches, wenig Menschenähnliches stieg im wunderbar trüben Mondlicht, kaum vom Grase sich abhebend, von oben nach unten. Nur an der Bewegung des Schattens und dem leichten Geräusch rollenden Sandes konnte man die Gestalt bemerken und verfolgen.

Jetzt überschritt sie die Schienen. „Scheint ein Soldat zu sein,“ blitzte Romaschow eine unruhige Vermutung durch den Kopf. „Jedenfalls ist es ein Mensch, aber so sonderbar kann nur ein Mondsüchtiger oder Betrunkener gehen. Wer mag das sein?“

Der graue Mensch überschritt die Schienen und trat in den Schatten. Jetzt war ganz deutlich zu sehen, daß es ein Soldat war. Er stieg langsam und schwerfällig bergan und verschwand eine Zeitlang aus Romaschows Gesichtskreis. Nach zwei, drei Minuten aber begann sich von unten langsam ein runder, geschorener Kopf ohne Mühe nach oben zu bewegen.

Das trübe Mondlicht fiel gerade auf das Gesicht dieses Menschen, und Romaschow erkannte den linken Flügel Soldaten seiner Halbrothe — Chlebnikow. Er ging mit bloßem Kopf, hielt die Mühe in der Hand und blickte unverwandt und leblos vor sich hin. Es schien, als bewege er sich unter dem Einfluß einer fremden, inneren, geheimnisvollen Macht. Er ging so nahe am Offizier vorbei, daß er ihn fast mit dem Mantelrande berührte, in seinen Augäpfeln spiegelte sich in hellen, scharfen Punkten das Mondlicht.

„Chlebnikow! Bist Du das?“ rief Romaschow ihn an.

„Ach!“ rief der Soldat und blieb plötzlich, am ganzen Leibe vor Schreck zitternd, auf dem Fleck stehen.

Romaschow erhob sich schnell. Er sah vor sich ein totes,

gequältes Gesicht mit zerfallenen, geschwollenen, blutigen Lippen und blauen, geschwollenen Augen. Im unsicheren Mondlicht bekamen die Spuren der Schläge ein böses, ungeheuerliches Aussehen. Und während Romaschow Chlebnikow ansah, dachte er: „Dieser selbe Mensch hat heute mit mir dem ganzen Regiment den Mißerfolg verursacht. Wir sind beide gleich unglücklich.“

„Wohin willst Du? Was ist mit Dir?“ fragte Romaschow freundlich und legte, selbst nicht wissend warum, dem Soldaten beide Hände auf die Schultern. Chlebnikow sah ihn mit einem fassungslosen, verfürten Blick an, wandte sich aber sofort um, seine Rippen schrakten, öffneten sich langsam und ein kurzer, unsinniger, schriller Ton drang daraus hervor. Eine Empfindung dumpfer Erregung, ähnlich derjenigen, die einer Ohnmacht vorhergeht und widerlichem Kitzeln gleicht, verursachte Romaschow in Brust und Leib ziehende Schmerzen.

„Haben sie Dich geschlagen? Ja? Nun, sag doch. Ja? Setz Dich her, setz Dich zu mir.“

Er zog Chlebnikow am Ärmel nieder. Der Soldat fiel wie eine Nierpuppe mit einer Art plumper Leichtigkeit gehorsam ins feuchte Gras neben dem Leutnant nieder.

„Wohin gehst Du?“ fragte Romaschow.

Chlebnikow schwiegte und sah ungeschickt mit unnatürlich ausgestreckten Beinen da. Romaschow sah, wie sein Kopf allmählich in kaum merkbaren Stößen auf die Brust herunter-sank. Wieder hörte der Leutnant einen kurzen, schrillen Ton, und in seinem Herzen rührte sich heißes Mitleid.

„Wolltest Du weglaufen? Setz doch die Mühe auf. Hör, Chlebnikow, ich bin jetzt nicht Dein Vorgesetzter, ich bin selbst — ein unglücklicher, einsamer, niedergedrückter Mensch. Ist Dir schwer? weh? Sprich offen mit mir. Vielleicht wolltest Du Dich umbringen?“ fragte Romaschow in unzusammenhängendem Geflüster.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

cz. Ein Gewinn. Das alte, faltige Pergamentgesicht Vinseners beugte sich seit zwanzig Jahren über das Pult. Dasselbe Pult. Denn Vinsener gehörte zu jenen, die verwachsen mit ihrem Platz, auf dem sie einmal stehen. Die strebende Beweglichkeit fehlte. Jüngere, aktive Kräfte als er, von denen einzelne als Koloniale die ersten Begriffe der Versicherungswissenschaft aus seiner Hand, aus seinem Hirn bezogen hatten, waren aufwärts gerückt in der Rangleiter. Jetzt stand mancher als „Vorgesetzter“ über ihm, der vergessen hatte, wo er die Fibel seines Berufs gelernt.

Vinsener schickte sich drein; er räsonnierte nicht. Oder doch nur daheim, im stillen Kammerlein, wo niemand ihn hörte. Das geschah immer dann, wenn die da oben ihn wieder einmal so recht deutlich ihre Geringschätzung hatten fühlen lassen. Dieses erhabene mitleidige Lächeln, mit dem man einem ausgedienten Gaul das Futter hinschüttelt. O, er wußte es wohl: wenn sie ihn einmal los werden konnten — auf gute Art —, sie würden nicht zögern. Aber gegen seine Arbeit war nichts zu sagen. Die blieb sich gleich — heute wie vor zwanzig Jahren. Eher merkte er jetzt noch sorgfältiger auf, um sitzen zu bleiben im alten Sattel.

Warum sie ihn nicht mochten? Er hätte es nicht sagen können. Vielleicht nur deshalb, weil er keine „Figur“ machte. Weil er ein einfaches altes Möbel war und keine Stütztrage trug. Weil seine Hufe glänzte, sein Holz dünn und abgeschabt war, und weil sein Schlips unterm Umlegefragen einer längst vergessenen Mode angehörte. Vielleicht auch, weil seine Gutmütigkeit alles ertrug, wenn auch nicht verzieh, und außerstande war, dem rücksichtslosen Angreifer mit gleicher Waffe zu dienen. Kurz: Vinsener gehörte zu den Stillen, den in sich Zurückgezogenen, die überall den Ambos bilden, auf dem die Rärmer zu ihrem Vergnügen herumhämmern.

Zu ihrem Vergnügen! Vinsener war das „Karnickel“ des ganzen Bureaus. An ihm wehte sich der dürftige, schnoddrige Wis des Achtzehnjährigen wie der heisende Hohn des Vierzigers, der für sein schmackloses Frühstück Rache an einem Unschuldigen nahm. Sie alle waren so unendlich erhaben über jenes „vertrauete Gewächs“ dort am Pult! Sie alle blühten in so herrlicher Schönheit und Mannhaftigkeit auf aus ihren Bügelfalten, daß es ihnen ganz natürlich schien: Vinsener, der Graupopf, dem das Arbeiten unter der Gasflamme eine kreisrunde Tonsur auf dem Schädel ausgebrannt, sei zu ihrem Amüsement da.

Gegen alles das hatte sich Vinsener wohl im Anfange zu wehren versucht; er war heftig geworden. Aber als er bemerkte, wie dadurch das Vergnügen der anderen noch erhöht wurde, wie das Gallo, der Rärm, sich zu tierischem Gebrüll verstärkte, da beschloß er, zu schweigen und mit stiller Betrachtung die Gedankenlosen als Luft zu betrachten.

Vinsener wurde stumm. Aber er beschloß gleichzeitig, sich aus

Diesem unerträglichen, unwürdigen Zustand zu retten. Er sann Nächte lang. Mit einem Wechsel der Stellung durfte er nicht rechnen. Erstens wars nicht leicht für ihn, wo anders unterzukommen, und am Ende war die Unvernunft ein sehr verbreitetes Uebel, das ihn überall plagen konnte. Unabhängig mußte er werden! Wie? Das war die Frage, die ihm wochenlang das Hirn zerquälte. Die abenteuerlichsten Pläne hegte er aus bei Nacht; im Tageslicht besahen, zerflossen sie wie Nebelgebilde, die man nicht greifen kann. Wie er auch grübelte; er fand nichts. Und so klammerte sich seine Hoffnung an den Zufall.

Er kaufte sich ein Lotterielos. Dann war doch die Möglichkeit bei ihm, eine bage Hoffnung. Und von Stund' an sah sie hartnäckig neben ihm am Pult und flüsterte, wenn's gar zu arg wurde: Wartet nur, bis der Hauptgewinn kommt! Dann —!

Er kam nicht. Jahre gingen drüber hin. Lange Jahre. Der Spieler verlor und gewann — Kleinigkeiten. Reist verlor er. Die Tonfur auf dem Schädel zog immer größere Kreise; die Falten in der Pergamenthaut des Gesichts gruben sich tiefer und tiefer — Winsener hoffte.

Da, eines Morgens, als er bei seinem Frühstück am Pult die Zeitung aufschlug und die Gewinnliste prüfte, entfuhr ihm ein heller Schrei, ein so freudiger, unwillkürlicher Schrei, daß das ganze Personal an sein Pult stürzte.

Winsener zeigte mit zitterndem, hin- und hergleitendem Finger auf die Liste und stammelte: „Gewonnen! Gewonnen!“

Zwanzig Frager stürzten auf ihn ein. Man wollte die Nummer wissen, die Höhe des Gewinns. Aber sie hörten nur: „Viell Viell!“

Andächtig interessiert starrten alle auf das Blatt. Doch einen schnobdrigen Witz fand — merkwürdigerweise — niemand mehr.

Das „Karnickel“ war schon tot. Mausot mit einem Schlag. Der alte, ehrwürdige, reiche Kollege Winsener saß dort am Pult. Saß schweigend wie vorher. Nur mit helleren Augen, mit gestrafter Gestalt.

Der große, schwarzbärtige Bureauvorsteher nickte förmlich zusammen: „Meine Gratulation, lieber Herr Winsener! Meine aufrichtige, herzlichste Gratulation! Weiß Gott, wenn ich's einem Menschen gönne, sind Sie's. Sie verdienen es!“ Eine Träne blinkte in seinem Auge.

Winsener lächelte. Nicht boshaft. Nicht höhnisch. Das konnte er nicht. Nur ganz fein spielte es um die dünnen Lippen. Aber die angebotene Hand sah er nicht.

Er sah all die Hände nicht, die sich ihm entgegenstreckten; blickte auf das Papier, auf sein altes Pult und tauchte immer wieder die Feder ein, ohne es zu wissen.

Und lächelte dabei.

Bis im Hin- und Hergeschwäbe die Worte fielen: „... zum Besten geben ... paar Bullen Wein ...“ Er hörte es nur wie aus der Ferne; aber das lärmende, jausende Echo schredte ihn hoch. Merkwürdig, wie er gewachsen war in der letzten Stunde! Und zum ersten Mal wohl im Leben fiel ihm zu rechter Zeit das rechte Wort ein: „Meine Herren. Ich wasche meine Mäuler mit Wein, die mich beschimpft haben. Nehmen Sie Seife.“

Schweigen. Verlegener Abmarsch auf die Plätze. Dunkles Gegröle. —

Inzwischen hatte der Bureauvorsteher die Mär von einer halben Million — auf's Geratewohl — in's engere Direktionszimmer getragen.

Zwei ehemalige Volontäre kamen im Sturmschritt herein. Sie redeten viel zu dem Gewinner. Gratulation. Alte Erinnerungen. Dankbarkeit. Niemals die Zeit der Lehre vergessen, nie! Alte Freundschaft bei einer guten Flasche gelegentlich aufwärmen. Und so weiter.

Winsener sah ihre Hände nicht.

Als Letzter kam der Direktor. Langsam, gemessen, vornehm. Er ergriff einfach beide Hände des Gewinners: „Mein lieber Herr Winsener! Heute ist ein wahrhaft glücklicher Tag für Sie! Wie die Zufälle doch mitunter spielen! Hören Sie: ich bin gerade im Begriff, Ihnen einen vorteilhaften Antrag zu machen, — ich gebe gerade meiner Entlassung, meinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß man einen so alten, verdienten Beamten seit Jahren auf so unverantwortliche Weise vernachlässigt, — ich will Ihnen einen Sitz als meine rechte Hand im Direktionsbureau anbieten, — da kommt mir die Kunde von diesem verfluchten Gewinn — entschuldigen Sie. Hoffentlich haben Sie nicht die Absicht, uns zu verlassen —“

Winsener ward's schwarz vor den Augen. Gewasfam brach seine Nahrung hervor: „Nein, Herr Direktor, ich bleibe. Niemand soll mich undankbar schelten.“

„Bravo! Sie sind ein Charakter, Herr Winsener. — Meine Herren!“ Der Direktor wandte sich an's Personal: „Ich hoffe, daß gewisse Dinge sich nicht wiederholen. Wer sich noch einen einzigen leisen Uebergrieff gegen diesen alten, ehrwürdigen Herrn erlaubt, der ist hier gewesen. Im übrigen ist Herr Winsener, den ich Ihnen allen als leuchtendes Muster der Pflichttreue zur Nachahmung empfehle, von heute an Ihr Vorgesetzter. Was ich zu beachten bitte! Adieu!“

Einige sächlichen herbei und baten um Verzeihung: die größten Lärmer.

Winsener stand auf der Höhe seines Triumphes.

Fast wäre er wieder hinab- und in sich zusammengesunken.

Als er in der Mittagspause seinen Kollektor besuchte, stellte es sich heraus, daß der Gewinn in der Zeitung um zwei Nullen zu hoch angegeben war.

Er überwand die Enttäuschung, bezwang sich und schwieg.

Und weil es glücklicherweise genug war, um dem Direktor so viel zu borgen, wie er brauchte, blieb's auch bei der Beförderung. —

— Zur Erklärung des Namens Zwingli, des Schweizerischen Reformators, gibt im letzten Heft der vom Züricher Zwingli-Verein herausgegebenen Zeitschrift „Zwingliana“ Pfarrer Bruppacher einen beachtenswerten Deutungsversuch. Dieser Name wurde bisher teils von dem Zeitwort zwingen, oder der Zwinge (Ring), teils auch von dem mundartlichen Zwingli (hochdeutsch Zwillinge) abgeleitet. Beide Erklärungen haben zwar Verteidiger gefunden und können sich sogar beide auf die Autorität Zwinglis selbst stützen, der seinen Namen sowohl im Sinne der ersten Auffassung mit Cögentius als der zweiten mit Beminius übersehte, führen aber, insbesondere der zweite, zu sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten. Der Deutungsversuch Bruppachers knüpft nun an eine interessante topographische Beobachtung aus der Nähe von Zwinglis Geburtsort Wildhaus an. Dort gibt es auf dem Passe, der über die Kraxalp und Feselsalp nach Wildhaus führt, eine kleine Stelle, die nach urkundlichem Zeugnis früher „das Zwingli“ hieß. „Zwing“, in seiner älteren Form Zwing, bezeichnete früher einerseits einen Gerichtsbezirk (daher die Rechtsformel „in Zwing und Wann“), andererseits einen eingezäunten, abgegrenzten und abgeschlossenen Out- oder Althof. Nun ist bekannt, daß die Bildung der Familiennamen wie im ganzen übrigen deutschen Sprachgebiet so auch in der Schweiz häufig in der Weise erfolgte, daß der Wohnort einer Familie auch ohne die Beifügung eines „in“ oder „von“ auf diese selbst übertragen wurde, so z. B. bei den schweizerischen Namen Smuer, Roos, Mössli, Egg u. a. m. Bruppacher hält es daher durchaus für möglich, daß auch der Name Zwingli oder Zwingli — „Zwingli“ ist die Form des Namens noch in dem Briefwechsel des Glarner Konrad Luchsinger mit dem Reformator — von dem Gute oder Hofe, der „das Zwingli“ hieß, auf einen der Vorfahren des Reformators übertragen wurde. Uebrigens führt noch heute ein Hof bei Gemmental im Kanton Schaffhausen den Namen „Zim Zwingli“. Trifft diese Namensdeutung zu, so wäre Zwingli als Familienname ziemlich genau das Gegenstück des verbreiteten französischen Namens Duclos, der ursprünglich gleichfalls den Besitzer oder Bewohner eines clos, d. h. eines abgeschlossenen Out- oder Meierhofes, gleich schweizerisch Zwing, bezeichnete. — („Nöln. Jtg.“)

ie. Bäume als Seuchenschutz. Früher, als man noch nichts von Bakterien und ähnlichen mikroskopischen Krankheitskeimen wußte, glaubte man an gewisse Miasmen, unheilvolle Dünste, die im Boden entstehen und die Menschen mit Krankheiten anstecken. Es ist merkwürdig, wie schwer trotz des Fortschrittes der Wissenschaft die alten Vorstellungen auszurotten sind. Allerdings finden diese immer wieder Nahrung durch die Tatsache, daß manche ansteckende Krankheiten in sumpfigen Gegenden, wo derartige Dünste für Auge, Nase und Gefühl besonders merklich werden, ungewöhnlich gefährlich auftreten. Tatsächlich hat dort auch erst die neueste Zeit diesen Zusammenhang aufgeklärt durch die Feststellung, daß Insekten, deren Fortpflanzung an stehendes Wasser gebunden ist, namentlich also die Stechmücken, den Krankheitskeim auf den Menschen übertragen. Mit dem Glauben an die Miasmen eng verbunden waren die Vorurteile, die darauf ausgingen, die krankheitschwangere Atmosphäre durch natürliche Mittel der Luftverbesserung zu reinigen. Insbesondere war die Ansicht weit verbreitet, daß gewisse Bäume die Kraft haben, die Miasmen eines Sumpfes unschädlich zu machen. Noch jetzt trifft man zuweilen auf Veröffentlichungen, in denen zur Verbesserung des Gesundheitszustandes, namentlich in Gebieten, wo die Malaria herrscht, die Anpflanzung solcher Bäume an der Straßen und in öffentlichen Parks dringend empfohlen wird. Zu diesen Bäumen gehört der australische Gummbaum oder Eucalyptus, der einen balsamischen Geruch ausstrahlt, der nicht nur im allgemeinen gesund sein, sondern vorzugsweise dem Boden die Malarialuft nehmen soll. So unwissenschaftlich diese Vorstellung erscheint, so halten es selbst Fachleute der Medizin nicht für unwahrscheinlich, daß zwischen dem Wachstum des Eucalyptus und dem Verschwinden gewisser Gegenden von der Malaria ein Zusammenhang bestehen könne. Es ist nur fraglich, ob der gerühmte balsamische Duft der Bäume etwas damit zu tun hat. Von Wichtigkeit ist jedenfalls der Umstand, daß die Eucalypten durch die eigentümliche Anordnung ihres Laubes weniger Schatten geben als andere Bäume. Dadurch vermögen die Sonnenstrahlen nicht nur ihre bakterienfeindliche Kraft besser zu bewahren, sondern auch den Boden wirksamer auszutrocknen und die längere Ansammlung von Pfützen oder sogar großer Sümpfe zu verhindern. Ob daneben der Geruch der Eucalypten den Mücken besonders unangenehm ist und diese Träger der Malaria fernhalten, ist noch genauer zu untersuchen. Die Sache erscheint immerhin wichtig genug, daß sie die Amerikaner veranlaßt, sich ernstlich mit der Frage der Anpflanzung von Eucalypten längs des Panamakanals zu beschäftigen. Als die größte Schwierigkeit bei der Ausführung dieses ungeheueren Unternehmens, das die Welt nun schon so lange beschäftigt, haben sich nicht technische Hindernisse erwiesen, sondern das häufige, im höchsten Grade gefährliche

Auftreten von Epidemien, namentlich von Malaria und Gelbem Fieber. Diese Mächte haben sogar dazu geführt, daß auch die Amerikaner jetzt für einige Zeit die Arbeiten haben einstellen müssen, um erst noch wirksamere Mittel zum Schutz der Arbeiter gegen die Seuchen zu suchen und anzuwenden. Das Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung verspricht sich von der Anpflanzung der Eucalypten längs der Route des Panamakanals nicht gerade die völlige Ausrottung der Malaria, meint aber doch, daß der Versuch gemacht werden müsse, auch diese Bäume als eine gleichertweise wirksame Hülfe gegen die Verseuchung des Gebietes heranzuziehen. In jedem Fall werde ein Wald von Eucalypten trotz gesunder sein, als die tropische Vegetation, wie sie die Natur ohne Eingriff des Menschen hervorbringe. —

Theater.

Kleines Theater. Das vierte Gebot. Volksstück in vier Akten von Anzengruber. Das kleine Theater, das in seinem neuen Mitglieder Wilh Thaller einen anerkannt hervorragenden Anzengruber-Spieler besitzt, brachte eine Darstellung des „Vierten Gebots“, die auch, abgesehen von der Bravourleistung dieses einen Künstlers als Ganzes sich sehen lassen durfte. Das Drama mit dem Weihnachtsspiel „Heimg’funden“, das einzige, in dem der große Bauerndichter Milten und Leute seiner Wiener Vaterstadt entnimmt, steht an Schärfe und Anschaulichkeit der Charakteristik den besten seiner ländlichen Stücke vollständig ebenbürtig zur Seite. So schlagend hat er die Typen in der verlotterten Wiener Kleinbürgerfamilie getroffen, daß dieser Name etwas wie eine Gruppenbezeichnung geworden ist. Freilich bleibt die Art der Szenenführung und des dramatischen Aufbaues hier wie durchgehends in seinen Werken weit, sehr weit hinter der glänzenden originellen Künstlerschaft, die sich in dem Vermögen der Individualisierung ausdrückt, zurück. Anzengruber übernimmt da vielfach ganz unbedenklich die Theatermittel, die Gewalttätigkeit und Willkür von dem alten Volksstück; er näht Lappen in ein losbar feines Gewand und scheint den Unterschied gar nicht heraus zu merken. Aber vielleicht war es gut, vielleicht war dieser Mangel an Formgefühl und Selbstkritik, bei allen Gebrechen, die er mit sich führte, dennoch eine glückliche Mitgift des Anzengruberischen Geistes. Hätte er in dieser Hinsicht schärfer gesehen, penibler gefühlt, so war es bei der Eigenart seines Talentes, bei den Schranken, die in dieser Eigenart begründet waren, sehr möglich, daß eine erhöhte Einsicht, statt seinem Schaffen größere Vollkommenheit zu verleihen, vielmehr negativ seine Produktivität in ihrer freien Entfaltung gehemmt haben würde. In dem Streben, etwas durchweg und gleichmäßig Geschlossenes zu erzeugen, wäre es vielleicht dazu gekommen, daß er, Entwurf im Entwurf an diesem Maßstab messend und vertorend überhaupt nichts gegeben hätte, daß diese ganze bunte Anzengruberische Menschenwelt, weil sie im Rahmen lüdenlos gefügter Bühnenhandlungen keinen Platz fand, am Ende umgestaltet gelitten wäre. So mag es eine Schutzvorrichtung seiner Natur gewesen sein, daß er im Fluß des Produzierens die äußeren mit unterlaufenden Unebenheiten nicht als solche empfand und, ungestört durch sie, den Faden sorglos weiter spann. Der Kern, den er bietet, entschädigt reichlich für die Risse in der Schale.

Das erste der sieben Bühnenbilder, in dem das Primitiv der dramatischen Technik am offenkundigsten hervortritt, ging in der Aufführung eindrucklos vorüber. Auch ließ das Spiel hier viel zu wünschen übrig. Herr Licho hatte den Hausbesitzer Gutterer zu einseitig auf den thranischen Poltron hin atzenziert. Der Einschluß jobialer Wiener Windigkeit, die der Figur nicht fehlen darf, kam nicht zur Geltung. Doch gleich mit dem nächsten Aufzug in der Wohnung der Schalanterers setzte die Stimmung ein. Wunderbar frapperend gab Thaller den alten Drechlermeister, den Trunkenbold, mit der kraftlosen Haltung, den zuckenden und zitternden Bewegungen, der rosig heiseren Stimme. Güt waren auch die anderen. Geduldig von Lörbe als die schwammige blonde kupplerische Mutter, Marietta Dill in der Figur der leichtsinnigen Tochter, vor allem Rudolf Klein-Rohden, der Darsteller des Martin, des verwahrlosten Burschen, den der Jähzorn zum Mörder macht. In der großen Gefängniszene beim Abschied von der treuen Großmutter — Agnes Werner fand in dieser Rolle manchen warmen, zum Herzen dringenden Ton — gipfelte die Leistung. Auch sein Gegenstück, der reiche Stolzenthaler, erhielt durch Julius Brandt eine lebendig wirkende Verkörperung. —

dt.

Residenz-Theater. Der Prinzgemahl. Lustspiel in drei Akten von Leon Xanrof und Jules Chancel. — Der neue Pariser Schwank des Residenz-Theaters spielt diesmal zur Abwechslung statt in Paris in einem imaginären Königreich Corconien, das gewohnte Chambre-Separée ist durch das Sterbezimmer des Gründers der corconischen Dynastie, welches der Tante der regierenden Königin als Stätte ihrer galanten Abenteuer dient, die gepfefferte Zweideutigkeit der Boulevardgespräche durch die nicht minder ungenierten Anspielungen gekönter Häupter und ihres Hofstaates ersetzt. Weiter hat es keinen Zweck. Nicht zu einer beziehungsreich wigigen aktuellen Satire des Gottesgnadentums — in dem Fall würde freilich ja die zuverlässige deutsche Zensur das Stück verboten haben

— nur zu einem neuen Arrangement der hundert Mal gehörten Schillyfreigkeiten gibt das phantastische Kostüm den Vorwand. Trotzdem oder deshalb schien sich das Publikum höchlich zu amüsieren.

Der Erlkönig von Ingra, ein Pummgenie und Schürzenjäger vom Schlag des seligen Milan von Serbien präsentiert der schönen Königin den gut gewachsenen Sohn als Kandidaten für den ebenso bequemen als lukrativen Posten eines Prinzgemahls. Sonja und Kyrril gefallen einander, der Antrag wird akzeptiert, und der Alte läßt sich nun, hoffnungsvoll vertrauend, der wichtigsten Persönlichkeit, dem Herrn Finanzminister vorstellen. Indes die noch so fleißige Ausübung der ehelichen Pflichten — mit Wehagen wird dies Thema ausgemalt — genügt dem Ehrgeize des Jünglings nicht. Er möchte selbst ein bißchen mitregieren, und als die Königin sich seine Einmischung in die politischen Geschäfte verbittet, als ihn obendrein die Minister durch Aufhängen eines Stammbaumbildes an seine einzige Schuldigkeit, für das Zustandekommen eines Thronerben zu sorgen, mahnen, da inzerniert er einen Wohlkott. Den Knalleffekt bildet die von der Königin befohlene Vorführung des widerwärtigsten, in seinem Schlafzimmer verbarrlichteten Gatten durch eine militärische Eskorte. Daneben hat die liederliche Tante Xenofa, die einen jungen, in ehrfürchtiger Loyalität ererbenden Leutnant vergeblich klar zu machen sucht, daß sie feurigere als bloße Untertanengefühle von ihm erwarte, für weitere Pikanterien zu sorgen. Am Schluß kehrt der entflozene Prinzgemahl, um eine offizielle Scheidung durchzusetzen, zurück. Die Königin räumt ihm wenig Herrschermacht an ihrer Seite ein und flüstert ihm, als auch dies noch nicht durchschlägt, ein freudiges Geheimnis zu. Die Tante aber, die in ihrer Schätzung junger Leute durch die Erfahrung mit dem Leutnant irre geworden, tritt mit dem unternehmungs-lustigen Erlkönig, zum viertenmal, in den Stand der heiligen Ehe.

Das oft recht schleppende Tempo des Schwanfes wurde stellenweise durch ein recht munteres Spiel belebt. Wo die magere Rolle der hummelnden Czarnajesät nur irgend eine Handhabe der Komik bot, da mußte Alexanders trockener Humor sie trefflich aus. Helene Brahm's verstand es, die Dreistigkeiten der königlichen Tante mit einem sehr drolligen Applomb der Selbstverständlichkeit herauszuschleudern. —

Humoristisches.

— Neues von Serenissimus. Beim Besuch einer Instrumentenfabrik wurde Durchlaucht auch ein Orchestrieron vorgeführt. „Aeh, wirklich hübsch, lieber Kindermann, wirklich hübsch. Möchte gerne — äh — Anerkennung aussprechen. Sagen Sie doch — äh — lieber Kindermann, — äh — Kerls sollen — äh — mal rauskommen!“

— Wahres Geschichtchen. Ein kleines Mädchen erzählt ihren Schulfreundinnen, daß sie zu Weihnachten einen kleinen Bruder bekommen würde. Als sie gefragt wird, woher sie das so genau wisse, gibt sie zur Antwort: „Voriges Jahr hat meine Mama immer auf dem Sofa gelegen, und da ist ein kleines Schwesterchen angekommen. Dies Jahr liegt mein Papa immer auf dem Sofa, und da bekomme ich dann ein Brüderchen.“

— Ein schwäbisches Sprichwort. Meine Mutter trifft eines Tages die Bäuerin, die ihr in meiner Kindheit die Milch lieferte. Auf die Frage nach meinem Ergehen erzählt ihr meine Mutter, ich sei verheiratet, da und da, mit dem und dem.

Darauf die Frau: „Ja isch's an gueter Mä?“
 „Ja ein sehr braver Mann.“
 „Hat er an ebbes?“
 „Ja, sie ist in recht guten Verhältnissen.“
 „Sol Ja 's Glück ischt a Dadel ond suecht Seinesgleiche!!“
 („Jugend“.)

Notizen.

— Hartlebens Villa Falkhone zu Salò am Gardasee ist in eine Fremdenpension umgewandelt worden. —

— Bei einer Versteigerung in Wien wurde ein vorzügliches Exemplar der ersten Ausgabe von Ciceros „Officia et Paradoxa“, 1465 von Schöffer und Just in Mainz auf Pergament gedruckt, für 37 250 Mark zugeschlagen. —

— „Drun und Jisebill“, ein neues Drama von Otto Ernst, erlebt im Januar im Thalia-Theater zu Hamburg die Uraufführung. —

— Die nächste Premiere des Deutschen Theaters ist Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Agnes Sorma spielt die Porcia, Rudolf Schildkraut den Shylock. —

— „Der Stolz der Stadt“, eine dreiaktige Komödie von Gustab Wied, hatte bei der Uraufführung im Hoftheater zu Stuttgart Erfolg. —

— In Wien (Bezirk Döbling) wurde am Sonntag ein Denkmal Theodor Körners enthüllt. —

— Das „Delphische Orakel“. Der „Tägl. Rundsch.“ wird erzählt: Beim Konfirmandenunterricht in einer kleinen Stadt Kurlands, an dem auch einige der deutschen Sprache nicht völlig mächtige Jünglinge litauischer Nation teilnahmen, fragt der Geistliche einen Konfirmanden, ob er wisse, was das Delphische Orakel gewesen sei. Es erfolgt die Antwort: „Delphisches Orakel war, wenn man nohm halte Pastorin, setzt ihr auf Schemel und räuchert ihr aus.“ —